



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Luise Hensel

Binder, Franz

Freiburg, 1885

27. Die Einsiedelei in Wiedenbrück. Lebensweise. Ihre Hauswirthin und sonstiger Umgang. Charakterzüge (1852.)

urn:nbn:de:hbz:466:1-27634

geringen Verwunderung“, veranlaßt sich zu beschäftigen, da Melchior von Diepenbrock um diese Zeit eine zweite Ausgabe des „Geistlichen Blumenstraußes“ veranstaltete, die im Sommer 1852 erschien. Unter den neuen Zugaben der vermehrten Auflage befanden sich drei Lieder von Luise Hensel, welche der Cardinal durch seine Schwester Apollonia erhalten hatte. Eine weitere Ueberraschung für sie war das, wie sie meint, „sehr unverdiente Honorar“, das Diepenbrock ihr zuschickte, das ihr aber in diesem Augenblick sehr zu statten kam für eine in Aussicht genommene Reise — mütterliche Pläne, welche Berthas Zukunft betrafen.

So verlebte sie mit ihrer glückseligen Pflegetochter eine Zeit heiter-stillen ländlichen Friedens, die für manche vorausgegangene Enttäuschung entschädigte. Die Reise nach Marienbad hatte sich im Ganderfolg doch als eine Mission erwiesen; denn ohne Marienbad wäre sie schwerlich nach Glatz gekommen. Was bei der unsteten „Halbprinzessin“ in Marienbad mißglücken mußte, ward ihr in dem Glücke ihrer standhaften, gutgewillten Nichte reichlich zugewogen. Fräulein Bertha Fontanes hatte sich in dem mehr als halbjährigen Zusammensein mit Luise ganz in katholisches Denken und Fühlen hineingelebt und ward eine frommgläubige treue Tochter der Kirche. Sie verließ ihre Tante nur, um den Schleier zu nehmen.

27. Die Einsiedelei in Wiedenbrück.

(1852.)

**Lebensweise. Ihre Hauswirthin und sonstiger Umgang.
Charakterzüge.**

Als im Sommer 1852 Bertha Fontanes in das Kloster der Ursulinen zu Dorsten eintrat, stand Luise wieder vor der Frage: was nun? — Pläne wollte sie gar keine mehr sich erlauben, „da Gott sie bisher immer so unerwartet vereitelt“ habe. Wenn sie aber jetzt für ihr müdes Lebensschifflein nach

einem festen friedlichen Ankerplatz ausblickte, wo sie der Ruhe und geistlicher Beschaulichkeit sich hingeben möchte, so war sie, nach einer so vielfach bewegten, vielfach mühseligen, aber allzeit fruchtbaren und heilbringenden Thätigkeit, gewiß dazu berechtigt.

Da winkte in allernächster Nähe ihr altes, liebgewordenes Wiedenbrück herüber. Der Blütenstaub von tausend Erinnerungen jugendgeschmückter Tage ruhte darauf. Sie konnte sicher sein, dort am schnellsten wieder festzuwurzeln und sich heimisch zu fühlen.

„Wäre Münster nicht so theuer,“ beruhigte sie die dortigen Freunde, „so würde ich am liebsten dort mich niederlassen. Ich bin übrigens über meinen Lebensunterhalt so wenig besorgt wie meine Lieblinge, die Vögel, die überall ihr Körnchen finden und ihr leichtes Nest anhängen; hätte ich nur nicht mehr Treue als sie; mir wird überall das Scheiden so schwer, und Gott hat mir doch hier auf Erden keine Heimath geben wollen. Aber da habe ich eben ein Unrecht begangen, indem ich dieß schreibe, und zur Sühne desselben will ich Ihnen hier ein Liedchen abschreiben, das ich etwa 1819 oder 1820 gemacht, dem ich aber jetzt in meiner Krankheit in einer schlaflosen Nacht die Endstrophe erst gegeben. Sie sehen, daß ich mich selbst Lügen strafe“ (An Schlüter S. 49). Es ist das wohlbekannte „Heimath“ überschriebene Lied, mit der jetzt hinzugefügten Endstrophe:

„Das Fuchslein ruht in sicherer Höhle,
Das Schwälblein froh im Neste thront,
Und dein Altar ist meiner Seele
Die Heimath, wo sie friedlich wohnt.“

Luiſe trat nunmehr aus ihrer Wirksamkeit nach außen und zog sich nach Wiedenbrück zurück, um hier, in ihrem „kleinen stillen Nestchen“, stiller Wohlthätigkeit und der eigenen inneren Heiligung zu leben. „Ich habe die Kirche gegenüber,“ schreibt sie an Apollonia Diepenbrock¹, „kann viel allein sein und billig

¹ Wiedenbrück am 29. und 30. Juni 1853.

Vinder, Luiſe Geſel.

leben. Das ist viel, und ich bin des Wechsels so müde, war es immer, und sehe mich nun für invalide genug an, um nicht mehr neue Arbeitslast zu suchen. — Was so von selbst kommt, und also von Gott, weise ich natürlich nicht ab und habe auch hier genug daran."

Volle zwei Jahrzehnte hindurch behielt sie in dem Städtchen, das sie schon vor dreißig Jahren einmal sich erkoren, ihren Wohnsitz, genügsam und zufrieden in sehr bescheidenen Verhältnissen; ihr gottgeweihtes Leben zwischen Kirchen- und Armendienst theilend, emsig arbeitsam und erfinderisch, von Nahe- und Fernerstehenden hochgeachtet und werthgehalten wie eine altchristliche Diakonissin, deren Sinn und Geist in ihr verjüngt auflebte.

"Du fragst, was ich zu thun habe?" antwortet sie der Schwester, zur Entschuldigung längeren Schweigens (6. Juni 1853). "Du weißt ja, liebe Minna, daß ich mich ganz selbst bediene, und dann mehrere arme Kirchen theils schon in Ordnung gebracht, theils damit angefangen habe. Das gibt mehr Arbeit, als sich Einer denken kann, der dergleichen noch nicht gemacht hat. Alte, oft verschimmelte Meßgewänder austrennen, waschen und wieder machen &c., nimmt viel Zeit. — Dann habe ich so viel lästige Schreiberei und bin oft zu unwohl, um mich anstrengend zu beschäftigen, werde oft durch Andere auch noch in Anspruch genommen — — so geht viel Zeit hin, die ich beklagen würde (denn die Zeit ist das größte aller Erdengüter), wenn ich nicht dächte, daß Gott mir jetzt dieß als meinen augenblicklichen Beruf schickt, indem ich gerade kein anderes Tagewerk jetzt zu versehen habe, und so bin ich zufrieden, da ich weiß, daß ich nichts Besseres thun kann als den Willen Gottes" . . .

Arbeiten für den Schmuck des Gotteshauses war eine Lieblingsbeschäftigung der gottbegeisterten Dichterin, und manches Kirchlein, manche mittellose Gemeinde erfreute sich der Gaben ihrer kunstfertigen Hand. An Gelegenheiten dafür war

kein Mangel. Hier galt es ein Meßgewand zu vollenden, das sie schon zu Weihnachten „einer armen Kirche“ versprochen, und dessen diese für die österliche Zeit so sehr bedarf; dort galt es zum Beginn einer bevorstehenden Mission „Kanzel und Hochaltar mit Ueberhängen zu versehen“. Ein andermal verlangt das Pfingstfest neuen Kirchenschmuck, und bis Frohnleichnam müssen „vier Fahnen fertig werden“; nebenbei aber hat sie „für einen jungen Mann, der die Priesterweihe erwartet, ein Meßgewand begonnen“. Dann kommt wieder Weihnachten, wo sie ganz besonders geschäftig ist, und da muß die große Krippe der Pfarrkirche, die sie einst, vor dreißig Jahren, zurechtgemacht, renovirt werden — eine ihr „zwar liebe, aber sehr schwere Arbeit“¹. So ist des Arbeitens, des Wünschens und Gewährens kein Ende, und durch den ganzen reichen Kreislauf des Kirchenjahrs regen sich die geschickten fleißigen Hände.

Zu Zeiten nahm auch der Krankendienst sie wieder in Anspruch, dessen Ausübung die so oft selbst Kränkelnde sich niemals ganz nehmen ließ. Und selbst dem Unterricht scheint sie nicht völlig entsagt zu haben, wie uns ein Brief ihrer Nichte Fontanes bezeugt. „Recht lebhaft“ — schreibt Bertha am 28. December 1854 — „bist Du mir oft gegenwärtig, wie ich mir Dich denke mit Deinen Schülerinnen, deren Namen ich gern wüßte. Sind nicht Schwengers darunter? und ist Herr Vicarius Keen nicht ihr Lehrer? Mit Freude würde ich Dir helfen bei Deinen Kirchenarbeiten, und Dir dabei manches erzählen, wenn ich so zuweilen ein Stündchen bei Dir zubringen könnte. Und dann gingen wir zusammen in die liebe unvergeßliche Paters-Kirche“ (der Franziskaner).

Pietät und Anhänglichkeit führten sie häufig nach Langenberg, regelmäßig namentlich um die Frühjahrszeit, wo sie es

¹ Ungedruckte Briefe an Apollonia Diepenbrock vom 23. Juni 1853, 20. Juni 1854, 12. Dec. 1855. — Ferner bei Schlüter S. 32. 61. 64. 71. 74. 77. 78. 86. 120.

sich zur Aufgabe gestellt, den Garten des würdigen Pfarrers Hensing in frischen Stand zu richten. „Seit Freitag bin ich nun hier“, schreibt sie im April 1854 aus Langenberg, „wo ich, wie alljährlich, das Blumengärtchen des guten alten Pfarrers in Ordnung zu bringen habe. Das ist meine Erholung zugleich, wie ein Dienst der Freundschaft für den alten Herrn, der im Sommer seine nette Kirche mit den Blumen seines Gärtchens schmückt.“¹ — In ihrem Endzweck galt also auch diese gärtnerische Thätigkeit, die Blumenpflege, wieder der Zierde des Gotteshauses, dem Altarschmuck des Kirchleins.

All ihr Denken und Trachten concentrirte sich ja im Heiligthume, in der Liebe und Verherrlichung des himmlischen Königssohnes, „und sein Altar war ihrer Seele die Heimath, wo sie friedlich thront“. Hier erlebte sie ihre beseligendsten Stunden; hier suchte und fand sie Beruhigung nach der Hast des Tages; hier schöpfte sie Trost und Kraft in trüben und bedrückenden Momenten. „Die schwersten Stunden meines Lebens“, bemerkt sie einmal, „bin ich gewohnt allein, Gott gegenüber durchzumachen, und da ist ein Plätzchen in einer Kirche, dem Tabernakel nahe, mir das beste Asyl.“

Ihre Hauswirthin hieß Gertrud Schwenger, eine Tochter des frühern, aus dem erstmaligen Aufenthalt her ihr im guten Andenken stehenden Bürgermeisters Schwenger von Wiedenbrück, der im Sommer 1833 gestorben, und eine Nichte des mit der Familie Diepenbrock befreundeten, seitdem ebenfalls heimgegangenen Canonicus Schröder². Der Bürgermeister war ein fester und lebensmuthiger Charakter gewesen, und auch

¹ Bei Schlüter S. 74. Aehnlich drei Jahre später an Apollonia Diepenbrock: „Gleich nach Ostern mußte ich nach Langenberg, wo ich das Blumengärtchen immer einrichte, aus dem unser lieber alter Pastor Hensing seine Kirche schmückt.“ Wiedenbrück 30. April 1857.

² Canonicus Schröder starb am 7. Mai 1836. Luise Hensel ward in seinem Testament mit einem Andenken bedacht; er vermachte ihr „das goldene Kreuzchen mit der Partikel vom hl. Kreuze“.

die Tochter, ein braves frommgesinntes Wesen, hatte von diesen väterlichen Eigenschaften ein Erbtheil mitbekommen. Sie hatte den Entschluß gefaßt, ehelos zu bleiben, und seit dem Tode ihres Vaters war es ihr stiller Wunsch gewesen, mit Luise Hensel zusammenleben zu können. Jetzt sah sie diesen Wunsch erfüllt, und Luise fand an ihr eine treue seelengute Genossin, mit der sie bis zum Tode derselben (1871) in friedlicher Eintracht und Gemeinsamkeit unter einem Dache lebte.

Ihr übriger Umgang beschränkte sich auf einen engsten Kreis; denn sie liebte und suchte die Einsamkeit. Unter den geistlichen Herren, mit denen sie verkehrte, ist der ehrwürdige Dechant Hammer sen zu nennen, ein Mann von der Sinnesart Hensings, den sie hoch verehrte, wie auch ihm ihr Eifer für die Zier des Hauses Gottes eine willkommene und werthgehaltene Stütze war; sowie der namentlich als Prediger ausgezeichnete Kaplan Huy, der noch jetzt als Dechant in dem Wiedenbrück benachbarten Herzebroek lebt. — In nahen, wahrhaft herzlichen Beziehungen stand sie zu der Familie des Kreisrichters Alfred Hüffer, der kurz vor ihrer Uebersiedlung nach Wiedenbrück in seine dortige Stellung eingetreten war, und dessen Gattin, Bertha geb. von Mallinckrodt, Luise noch von Aachen her kannte. Frau Hüffer war die jüngere Schwester ihrer einstmaligen Schülerin Pauline von Mallinckrodt. Luise schloß sich mit Wärme an die Gleichgesinnte an, und die frühere Bekanntschaft erwuchs zu einer in christlicher Liebe gegründeten Freundschaft, welche ihr das Wiedenbrücker Leben manche Jahre hindurch verschönerte, sie geistig oft erquickte, auch nach dem Wegzug der Familie (1860) an Kraft nichts verlor und bis über das Grab hinaus sich bewährte.

Treten nun in den äußeren Verhältnissen Luisens keine wichtigen Veränderungen mehr ein, so fehlte es doch nicht an wechselvollen Unterbrechungen und Intermezzos aller Art. Auch von

ihrer stillen Klause aus blieb sie mit der Welt in Berührung, und wie ihre Correspondenz, von Jahr zu Jahr wachsend, jetzt beinahe ins Ungemessene sich dehnt, so ward auch die tausendfach bewährte Güte und hilfbereite Dienstfertigkeit der Freundin, der Schwester, der Tante, der mütterlichen Beratherin immerfort noch vielfältig in Anspruch genommen; ja ihr Leben ist nun erst recht eine Wanderschaft, ein Pilgerleben im Dienste der Freundschaft und der Nächstenliebe.

Von der Ostsee her, von Berlin und aus Aachen, vom Rhein wie aus Schlesien kommen Bitten und Zurufe, welche ihre Gegenwart mit freundlichem Andringen, mit zärtlichem Ungestüm verlangen. Wochen und Monate bringt Luise Hensel in Stargard bei Stettin, später in Groß-Barthen bei Königsberg zu, in den Familien ihrer verheiratheten Nessen, im Kreise des jung aufwachsenden Geschlechts, das aus ihrem Munde die biblische Geschichte zuerst kennen lernt. Wochen und Monate weilt sie an den Geländen des Rheins, in Düsseldorf, in Bonn, auf der Haanenburg am Siebengebirge, zumal aber und ungezählt oft in Köln, wohin eine herzliche Bitte, ein Hilferuf, eine Mahnung ihrer immer treu anhänglichen Pflegekinder sie gezogen, die gewöhnlich auch in den Ferien sie erwarten und als Vertraute ihrer Erlebnisse wie ihrer Lebenspläne um sich haben wollen. Einstmalige Schülerinnen, seitdem brave Hausfrauen oder auch wieder Wittwen geworden, verlangen nach dem aufrichtenden Wort, nach dem beglückenden Umgang mit der geliebten Lehrerin und Freundin. In der Regel ist es ein Werk der Liebe, dem sie „aus Gewissensgründen sich nicht entziehen kann“. Zur eigenen Sammlung und Selbstbesinnung zieht sie sich dann wohl einmal auf einige Wochen in ein stilles Kloster zurück, um geistliche Uebungen mitzumachen, aus denen sie neue Stärkung holt: „ein nie genug zu preisendes Seelenbad“¹.

¹ So in einem Briefe an A. Diepenbrock, als sie im Oct. 1853 zu Paderborn bei den Schwestern der christlichen Liebe eine von P. Schleiniger geleitete Retraite mitgemacht hatte.

Die Schilderung dieser letzten Zeit kann daher, der Natur der Dinge gemäß, nur ein aus vielen Fragmenten hergestelltes Mosaikbild sein; aber auch in dieser musivischen Gestalt wird der einheitliche Geist, der ihr Leben erfüllte und all ihr Thun beseelte, zur Erscheinung kommen. Wie schwer sie es auch oft ankam, sich aus dem Frieden ihrer Zelle loszureißen, und wie sehr sie zuweilen das ihr aufgebürdete Loos der „Ruhelosigkeit“ beklagte — diese Ruhelosigkeit diente Vielen zur Beruhigung. Alle vorhandenen Briefe lassen erkennen, daß sie mit Ungeduld erwartet, daß sie allerorten willkommen geheißen ist als der „freundliche Hausgeist“, der Trost bringt und Muth und Freude verbreitet, und wohl auch durch das Beispiel ihrer Gottesminne junge unschuldige Herzen mit Begeisterung entzündet. Auch Professor Schlüter bestätigt, daß ihre Anwesenheit in Münster jedesmal für das ganze Haus ein Fest gewesen, und daß Keines ohne Leidwesen sie wieder scheiden sah.

In der That vereinigte sie in ihrer Person Eigenschaften, um Groß und Klein, jedes in seiner Weise zu erfreuen, um die Einfalt des kindlichen Gemüthes wie den Verstand der Verständigen zu befriedigen. Bildung — wer unter ihrem Geschlechte hat sie reiner besessen und sorgsamer zu erhöhen gestrebt, als sie? Humanität — wer hat sie edler und in aller Heimlichkeit hochherziger geübt, als sie, die gegen Alle ohne Unterschied gleich Liebreiche? Geist und Gemüth standen in einträchtigem Verhältniß, und in dieser schönen Harmonie der Seelenkräfte ruhte das anziehende, das zugleich belebende und beruhigende Element, das von ihr ausging und ihrer Umgebung sich mittheilte. Sie war auf den verschiedensten Gebieten zu Hause, und bei ihrer idealen Richtung wußte sie, von Phantasie und schneller Auffassung unterstützt, auch dem Denker Anregung und Interesse einzulösen. Schlüter wenigstens versichert, es sei ihm ein großer Genuß gewesen, über die wichtigsten Fragen der Philosophie, Religion und Theologie sich mit ihr zu unterreden. „Ihr Inneres war stets zu höheren Dingen aufgelegt,

sie entbehrte nie der Muße, die schon Sokrates als etwas Heiliges bezeichnete. Die Heiterkeit und Sicherheit, womit sie alle Gegenstände auffaßte und besprach, wie die Gerechtigkeit und Billigkeit, die in all ihren Urtheilen herrschte, hatten etwas sehr Wohlthuendes, Hebendes, zur innern Harmonie Stimmendes.“¹

Auch ihre Frömmigkeit, so hoch immer die Anforderungen gingen, die sie an sich selber stellte, war gesund, weil sie das ganze Wesen beseelend durchdrang, und darum frei von Allem, was aufdringlich, gesucht oder sentimental erscheinen konnte. In einer Charakteristik, die sie von einer jungen Verwandten ihrer Freundin Apollonia entwirft, einem „frischen frommen Mädchen“, bemerkt Luise selbst mit Nachdruck: „Es ist eine gesunde Frömmigkeit, ohne allen Beigeschmack von Quiselei, die ich, wie Du weißt, gar nicht leiden kann.“² — In anderer Weise wird dieß von Frau von Olfers, ihrer Jugendfreundin Hedwig, bestätigt, welche Luise „eines der interessantesten Mädchen“ nennt, die sie kannte, und beifügt: „ihre Frömmigkeit war bei aller Schwärmerei mit so gesundem Humor durchflochten, daß sie auch Weltlingen nie den Eindruck des Süßlichen oder Scheinheiligen machen konnte.“³ Im Gegentheil, sie besaß jene ächte kernhafte Frömmigkeit, welche den Menschen liebenswürdig macht, die darum in jeder Gesellschaft ihr die Herzen öffnete, die Widerstrebenden wenigstens entwaffnete und versöhnte.

Man fühlte die innere Wahrhaftigkeit, die aus ihrem Reden wie aus ihrem ganzen Benehmen hervorleuchtete, die ihr darum auch ein unbegrenztes Zutrauen erwarb. Luise war im eminenten Grade Vertrauensperson, an die man sich von allen Seiten und in hundert Nöthen und Fragen wandte oder sein Herz ausschüttete; und mehr als Eine dankte ihr, daß ihr Wort, aus der Fülle reiner Menschengüte gesprochen, ihr den rechten Lebens-

¹ Im Vorwort zu den Briefen, S. VII.

² Wiedenbrück, 1. Sept. 1854.

³ Schriftliche Mittheilung von Frau v. Olfers (1882).

weg gewiesen habe. Eine Tochter Philipp Veits, des großen Meisters christlicher Kunst, nannte Luise in einem munteren Schreiben die „Oberin vom Orden der Verschwiegenheit“.

Wie ihr anregendes Wesen in Ernst und Spiel auf die Kinder wirkte, davon war schon an verschiedenen Stellen die Rede. Hier mag noch schicklich eine kleine Probe zur Ergänzung eingeflochten stehen, die wir dem Briefe einer ihrer aufgeweckten und kunstbegabten Großnichten entlehnen: „Bei dem Blättchen mit den getrockneten Blumen wurde ich wieder so recht lebhaft an Deinen Aufenthalt in Barthen erinnert, wo Du nie, auch beim Spaziergehn, müßig warst, sondern immer sammeltest und die niedlichsten Pflänzchen und Blumen fandest, die Keines von uns bemerkt; und dann wurde das zu Hause zusammengestellt und geordnet und auf Deine originelle Weise mit bunten oder schwarzen Ausschnitten aus Papier verziert, und Dein ganzes Zimmer oben, wo wir stets so gern hineinkamen, lag voll von angefangenen Arbeiten, die wir stets als die wunderbarsten Kunstwerke anstaunten. Das kleine Ausschneidebuch, was Du uns damals machtest, haben wir noch und sehen es immer wieder gerne an.“

Dieselbe Schreiberin nennt sich ihre Schülerin in der Kunst des Bilder-Ausschneidens und weiß die liebe „Lehrmeisterin“ mit reizenden Proben zu erfreuen. Luise selbst fuhr auch jetzt noch fort, diese kleine harmlose Kunst gelegentlich zu üben, mit der sie so viel Vergnügen um sich verbreitete. Besonders in unschuldigen Kinderherzen erblühte aus dieser Phantasie und Gemüth anregenden Kleinigkeiten manche Blume reiner Freude, frommer Anmuthung, rührender Eindrücke. Aber auch ein Kenner wie Maler Hensel hatte sein herzliches Wohlgefallen an diesen „so zierlichen, so sinnvollen Ausschneidereien“. Und eine Stolberg-Enkelin schreibt im Gründerjahr 1873: „Noch neulich betrachteten wir Ihre reizenden Bildchen, deren ich, Dank Ihrer Freundlichkeit, eine kleine Sammlung besitze und sie auch als einen Schatz aufbewahre. Da wurde denn so recht mit warmem

Gefühle Ihrer gedacht, und aller Güte und Treue, die Sie uns erwiesen, und des lieben genußreichen Umgangs mit Ihnen. Der Domcapitular Thissen konnte sich nicht satt sehen an den schönen Bildchen, wo ich mir denn auch ein kleines ausgeschnittenes Marienbildchen vom Herzen riß, um es ihm zu schenken, und zwar unter der *conditio sine qua non*, dafür täglich für mich beten zu wollen. Sie sehen, ich mache Geschäfte mit Ihren schönen Gaben, und hoffentlich gute, bessere als die Gründer, von denen jetzt so viel die Rede ist."

Aus solchen und ähnlichen Stellen der bunten Correspondenz reflectiren die Ausstrahlungen ihres Talentes und Gemüthes. Wie viele Briefe von Freunden und Bekannten überströmen von Gefühlen des Dankes aus Herzen, welche ihr geistige oder materielle Wohlthaten, Liebesdienste aller Art verdanken und dabei besonders erfahren haben, daß, wie Einer unter den Vielen sagt, „ihrem Herzen nichts angenehmer sei, als dem Mitmenschen eine unverhoffte Freude zu machen“.

Gerade die sinnige heimliche Art, womit sie Freude bereitere, Gaben zu spenden wußte, erhöhte den Werth derselben und entzückte auch die Verwöhnten. Ihre Schwägerin Fanny (geb. Mendelssohn) gibt wiederholt ihrer freudigen Ueberraschung Ausdruck über „die Erfindungsreiche, tausend kleine Niedlichkeiten Bereitende“. Und auf eine kleine Weihnachtssendung antwortet dieselbe Schwägerin: „Wenn es wahr ist, daß man oft einen ganzen Menschen in einzelnen Zügen erkennen und lieben kann, so gibt es wol keine Eigenschaften an Dir, die man nicht erkennen könnte, indem man so ein Kistchen von Dir öffnet. Talent, Geschmack, Sorgsamkeit, Liebe, Herzensfreundlichkeit, alles das liegt darin und lacht uns an, und rührt mich immer durch seine Einfachheit und Ungezwungenheit.“

So war sie, die an das Leben selbst so wenig Ansprüche machte, unablässig bedacht, Andern das Leben zu verschönern oder zu erleichtern. In allen Situationen und Stimmungen

aber, versichert Schlüter, „selbst wenn sie augenblicklich für eine Arbeit und für ein Geschäft sehr interessirt und eingenommen war, blieb ihr die ruhige Besonnenheit und die Sanftmuth einer schönen Seele.“

Man denkt an ein Wort von Grillparzer, das er einst an Katharina Fröhlich gerichtet:

„Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte,
Verstand, wenn auch von Güte überragt;
Ans Märchen grenzt, was sie für Andre konnte,
An Heil'genschein, was sie sich selbst versagt.“

28. In Regensburg und Aschaffenburg.

(1854. 1855.)

M. v. Diepenbrocks Tod. Von Köln nach Regensburg. Apollonia Diepenbrock. Die Briefe Cl. Brentano's.

Am 20. Januar 1853 war Cardinal Diepenbrock auf seinem Schlosse Johannesberg in Oesterreichisch-Schlesien gestorben. Obwohl Luise Hensel den Fürstbischof beim letzten Wiedersehen leidend und sehr gealtert gefunden, und ihm angesehen, wie ihn die Last des Purpurs drücke, so war sie doch von dem Ereigniß überrascht und tief erschüttert — ein Verlust, klagt sie, der nicht bloß sie, und darum doppelt und hundertfach sie betroffen¹.

Seitdem empfand sie ein unwiderstehliches Verlangen, die altbewährte treue Apollonia Diepenbrock, die mit dem edlen Bruder so viel verloren, aufzusuchen; am liebsten wäre sie gleich von Berlin aus, wo sie damals gerade sich befand, zu der Trauernden nach Johannesberg geeilt, welche das letzte Halbjahr an der Seite des kranken Bruders geweiht hatte und

¹ Briefe an Schlüter S. 61. Das Wort bezieht sich nicht auf Clemens Brentano, wie dort irrthümlich angemerkt ist, sondern auf Diepenbrock.